

Rainer König

Wer oben sitzt, bleibt oben — und das seit 150 Jahren



Michael Hartmann hat nachgezählt — und das mit der kärglichen Sorgfalt eines Amtsprüfers und der stoischen Gelassenheit eines Soziologen: Fast 2.400 Mitglieder der deutschen Eliten über knapp eineinhalb Jahrhunderte, vom Kaiserreich bis Mitte 2024, wurden neu kartiert und klassifiziert. Das Ergebnis? Kein epochaler Umsturz, kein großer Durchmarsch der Aufsteiger — eher ein Langstreckenlauf der Beharrung.¹

Wer in die Chefetagen oder auf höchste Richter- und Ministerposten schaut, sieht vor allem Kontinuität: In der **Wirtschaft** stieg der Anteil von Menschen aus Mittel- und Arbeiterfamilien zwar von 14,1 auf 19,1 Prozent — aber das ist ein Besenstrich über 117 Jahre, keine Revolution.

Hartmann rechnet es noch mal vor: Über die mehr als hundert Jahre entfielen mehr als die Hälfte dieses Zuwachses auf die Jahre 1907–1927; im fast gesamten folgenden Jahrhundert ging es nur im Schneckentempo weiter — in fast hundert Jahren nur noch knapp +2,5 Prozentpunkte.

Noch härter das Urteil für **Verwaltung und Justiz**: In der Verwaltung gibt es seit den 1930er-Jahren faktisch keinen Fortschritt bei sozialer Öffnung, in der Justiz stammen noch immer rund drei Viertel der Spitzenjuristen aus Bürger- und Großbürgerfamilien. Wer Richter werden will, muss oft vorher schon in passenden Wohnzimmern und Besprechungszimmern groß geworden sein.

Politik — der Ort der Gewaltenteilung und der gelegentlichen Überraschungen — ist die Ausnahme, aber nur eine relative: Hier gab es Phasen deutlicher Öffnung (besonders in den frühen Jahren der Weimarer Republik), doch die Öffnung ist nicht linear. Seit der Jahrtausendwende nimmt die soziale Schließung auch unter Politikern wieder zu; die politische Spitze rekrutiert sich heute wieder überproportional aus den oberen Schichten.

Hartmann liefert nicht nur Zahlen, er liefert Erklärungsversuche — und die sind unspektakulär, aber bitter: Die Mechanik des kapitalistischen Systems, die Macht von Netzwerken, das Prinzip der Ähnlichkeit — wer an Macht und Entscheidungsgewalt sitzt, rekrutiert gern aus dem eigenen Milieu. Habitus, Sprache, schulische Biographie und familiäre Ressourcen bleiben wirkmächtig.

Hartmann verweist dabei auch auf frühere Arbeiten zu class-specific habitus: soziale Zugehörigkeit produziert sich oft durch subtile Alltagspraxis, nicht durch große, sichtbare Prüfsiegel.

¹ Vgl. <https://link.springer.com/article/10.1007/s11609-025-00557-4>

Was heißt das praktisch? Hartmanns Befund ist ernüchternd für die Selbstzuschreibung unserer Leistungsgesellschaft: Von einer dynamischen Meritokratie, in der Leistung automatisch soziale Höhenflüge ermöglicht, ist wenig zu sehen. Vielmehr haben Bürger- und Großbürgerhäuser über Jahrzehnte als Rekrutierungsreservoir dominiert — der Adel mag verschwunden sein, seine soziokulturelle Rolle aber hat die bürgerlichen Eliten nicht abgelöst, sondern eher reproduziert.

Ein paar Nebenfunde, die weh tun:

- Die Eliten der NS-Zeit waren in mancher Hinsicht exklusiver als die Weimarer — ein düsteres Detail, das Hartmann nicht verschweigt.
- Die Bildungsreformen der 1960er/70er Jahre und die Erschwinglichkeit bestimmter Studiengänge (etwa Jura) ermöglichten einigen Arbeiterkindern Karrieren — aber diese Verschiebungen blieben moderat und regional begrenzt. (Hartmann zeigt, wo Aufholprozesse stattfanden — aber eben langsam.)

Und die Politik? Muss man also mit Quoten antworten — nicht nur für Frauen, sondern auch für Herkunft? Hartmann selbst legt die Diagnose vor: strukturelle Barrieren wirken stark. Er diskutiert die Mechanismen, weniger formuliert er in diesem Aufsatz ein konkretes Gesetzespaket. Die Frage, ob eine «Arbeiterquote» angemessen und rechtlich durchsetzbar wäre, bleibt damit offen — wohl aber ist der Gedanke kein intellektuelles Tabu, denn die Debatte um die Frauenquote hat unlängst ja gezeigt, dass staatliche Regeln Repräsentationsveränderungen zumindest beschleunigen können. (Ob das das grundsätzliche Systemproblem löst, ist eine andere Frage.)

Kurz: Hartmanns Botschaft ist zäh wie eine Altbier-Kruste

Die Eliten ändern sich — aber sie ändern sich kaum. Kontinuität schlägt Wandel und das über wechselnde Regime und Jahrhunderte hinweg. Für alle, die an Demokratie, Gerechtigkeit und Meritokratie glauben, ist das ein Auftrag: Entweder man akzeptiert das langsame Tropfen der sozialen Öffnung — oder man denkt radikaler über institutionelle Eingriffe nach. Hartmann liefert die nüchternen Zahlen; die Politik muss entscheiden, ob sie damit zufrieden sein will.

Ich selbst bin mir da – mal wieder – nicht sicher: Einerseits scheint die Frauenquote ja etwas gebracht zu haben. Andererseits sperrt sich in mir etwas dagegen, eine Aufstiegs-Quote für Arbeiter zu fordern. Vielleicht, weil ich selbst ein Arbeiterkind aus Duisburg bin. Vielleicht auch, weil ich mich vor noch mehr Regulierung, Bürokratie und weiteren Folgequoten fürchte. Möglicherweise aber auch, weil Quoten die Welt nicht wirklich gerechter gemacht haben.

Auf jeden Fall gilt: Hartmanns Zahlen sprechen eine klare Sprache: In Deutschland bleibt Herkunft eine stille Macht — und das ist kein Versehen, sondern das Ergebnis jahrzehntelanger Institutionen, Netzwerke und Gewohnheiten.